Paideuma 60:7–23 (2014)

DIE MACHT DES SCHICKSALS, ODER: ZUFALL UND NOTWENDIGKEIT

Wie ich zur Ethnologie kam (oder sie zu mir)

Christian Feest

Christian Feest, Wien 1966 (Foto: Feest)

Die meisten Ethnologen meiner Generation (und wohl auch anderer) sind irgendwie in das Fach hineingestolpert, in dem wir später eine sinnstiftende Aufgabe fanden. Was sich im Nachhinein als zielgerichteter Lebensweg lesen läßt, war bei näherer Betrachtung von einer Vielzahl kontingenter Ereignisse bestimmt, von immer neuen Weggabelungen, an denen sich jeweils die Notwendigkeit neuer Richtungsentscheidungen ergab. Man kann zwar rückblickend diese Entscheidungen mit einschlägigen Vorerfahrungen unterlegen, die aber umgekehrt nur als Folge dieser Entscheidungen signifikant geworden sind. Es hätte natürlich alles anders kommen können. Aber weil es eben so gekommen ist, wie es ist, stehen im autobiographischen Narrativ die Wechselfälle und Widerfahrten des Lebens im Mittelpunkt.

Daß ich als jüngster von drei Brüdern in zartem Alter häufiger, als mir lieb war, bei diversen Indianerspielen an den Marterpfahl gebunden wurde, hätte eigentlich abschreckende Wirkung haben sollen. Ebenso die Langeweile, die mich beim Lesen von Karl Mays „Winnetou" (o.J.) überkam und die mich nach der ersten Hälfte von Band 1 veranlaßte, das Buch aus der Hand zu legen. Eine gewisse Faszination ging von einer Episode im ersten Heft der „Mickey Mouse" aus, das mir in den frühen 1950er Jahren der Osterhase brachte: Hier wurde Donald Duck bei der Verfolgung seiner Neffen, die

sich den ihnen zugedachten Arbeiten entzogen hatten, in einem Zirkus von den „wilden Weibern aus Borneo" verprügelt, von denen ich später mehr in einem Buch über die Kopfjäger in Borneo erfuhr, das ich bei einem Preisausschreiben einer Jugendzeitschrift gewonnen hatte. Nur ein paar Jahre danach schenkte mir ein Freund zu meinem 14. Geburtstag die eben erschienene deutsche Ausgabe von Margaret Meads „Sex and temperament in three primitive societies" (1959), dessen Lektüre in einem von Jesuiten betriebenen Ferienlager im Sommer 1959 mich zwar beeindruckte, aber ebenso wenig den Wunsch in mir beförderte, Ethnologe werden zu wollen, wie die Tatsache, daß mein Onkel (Vaterbruder) ein Jahr lang im Auftrag des Bundesfinanzministeriums als Berater des Königs von Afghanistan tätig gewesen war. Etwa zu diesem Zeitpunkt kehrte mein mittlerer Bruder Gerhard von einem mehrjährigen Aufenthalt in einem Internat der Societas Verbi Divini (SVD) zurück, in dem er sich zum Missionar hatte ausbilden lassen wollen; aber auch daraus wurde nichts – er wurde statt dessen Künstler. Karl May, Margaret Mead und die SVD sollten zwar später meinen Lebensweg kreuzen, bestimmend waren sie für ihn kaum.

Herkunft und Jugend

Ich kam im Juli 1945 in Braunau in Böhmen als Sohn eines Diplomaten zur Welt, den man kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs noch an die Front geschickt hatte und der im Kampf um Berlin verschollen war (und blieb). Meine Mutter, eine der ersten vier Frauen, die an der Universität Prag als Juristinnen promoviert worden waren, kam 1946 mit ihren drei Söhnen und ihrem Vater im Zuge der Aussiedlung der Volksdeutschen aus der Tschechoslowakei nach Österreich, wo ihre Mutter in der Nähe von Wien ein ländliches Anwesen in der damaligen sowjetischen Besatzungszone besaß. Obwohl aus einer altösterreichischen Familie stammend, war ich zehn Jahre lang von „ungeklärter Staatsbürgerschaft", bis mich (wie viele andere in meiner Lage) 1955 die Bundesrepublik Deutschland einbürgerte. Meine väterliche Großmutter lebte mit ihrem überlebenden Sohn zuerst in Stuttgart und später in Bonn, und wenn ich sie besuchte, hielten mich die anderen Zugreisenden bis Passau für einen Deutschen und nach der Grenze für einen Österreicher. Das hat sich nie wirklich geändert.

Im kleinen Ort Spillern bei Stockerau besuchte ich die Volksschule: eine Zwergschule mit drei Klassenzimmern für acht Jahrgänge. Da ich von meinen älteren Brüdern schon Lesen und Schreiben gelernt hatte, beschloß der Lehrer, der die erste und zweite Klasse gemeinsam unterrichtete, mich auf unbürokratische Weise bereits nach wenigen Monaten in die zweite Klasse zu versetzen und verschaffte mir dadurch einen lebenslangen Startvorteil. Da meine Mutter in Wien als Juristin zur Arbeit ging, war in diesen Jahren mein Großvater eine zentrale Bezugsperson. Der ehemalige Chirurg und Professor an der Universität Prag betätigte sich im Ruhestand als Gärtner und Hühnerzüchter. Ich vermute, daß die peniblen Statistiken, die er über gelegte Eier und

geerntete Äpfel führte, mein Interesse an empirischen Daten und Ordnungsprinzipien als Grundlage wissenschaftlichen Arbeitens beflügelten. Ansonsten galten meine Interessen der Literatur, Kunst und Musik, wobei mein Geschmack in dieser Hinsicht entscheidend von meinen älteren Brüdern geprägt wurde, sich aber langsam eigenständig weiterentwickelte.

Das war vor allem in Wien möglich, wo ich ab 1955 das Gymnasium besuchte und wo an kulturellem Angebot kein Mangel bestand. Nachdem ich Bertolt Brecht mit vierzehn Jahren abgehakt hatte, entdeckte ich für mich Barockmusik und -literatur, allerdings in Kombination mit atonaler Musik und Jazz, letzterer vor allem vermittelt durch die von Willis Conover (1920–1996) moderierte, allabendliche Jazzsendung der „Voice of America" über den Kurzwellensender Tanger. Dank dieses Interesses lernte ich den damals arbeitslosen Klarinettisten Gerhard Kubik (geb. 1934) kennen, den Gründer der „Wirklichen Jassband", dessen Annahmen über die afrikanischen Wurzeln des Jazz ihn später nach Afrika führten und zu einem herausragenden Musikethnologen werden ließen. In dem Laden, in dem ich meine Schallplatten kaufte, verdiente sich als Student der spätere Leiter des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Dietrich Schüller (geb. 1939), ein Zubrot. Daß wir alle einmal Ethnologen sein würden, wußte damals noch keiner von uns.

Wegen meines verkürzten Volksschulbesuchs erwarteten auch meine Gymnasiallehrer von mir herausragende Leistungen. Ich tat mein Bestes, um sie darin zu enttäuschen, hatte zwar nie Schwierigkeiten in der Schule (außer, als ich einmal versuchte, in meinen schriftlichen Arbeiten die radikale Kleinschreibung durchzusetzen), verfolgte aber lieber meine eigenen Bildungsziele. Als letzte Schule in Wien, in der Russisch als erste lebende Fremdsprache angeboten wurde, war das Gymnasium damals schon koedukativ und zugleich Anziehungspunkt für Kinder der kleinen kommunistischen Minderheit, was zur frühen Förderung von politischem Bewußtsein und Diskussionskultur beitrug. Obwohl mich meine Vorliebe für Claudio Monteverdi, Dizzy Gillespie und John Cage (an Stelle von Elvis Presley und Peter Kraus) eher zum Außenseiter prädestinierte, wurde ich fast jedes Jahr zum Klassensprecher gewählt. Ich las viel über Atomphysik und Astronomie, war Teil der Szene rund um Rolf Schwendter (1939–2013), den Theoretiker (und Praktiker) der Subkultur, wurde aber gleichzeitig Mitglied der Gesellschaft zur Pflege des Märchenguts der europäischen Völker, die wunderbare zweisprachige und wissenschaftlich annotierte Textausgaben herausbrachte. Antti Aarne und Stith Thompson, die Autoren der grundlegenden Werke zur Klassifikation von Volksliteratur und ihrer Motive (1961), wurden zu meinen frühen Helden, gemeinsam mit Albert Einstein und Max Planck.

Meine Reifeprüfung am Gymnasium legte ich noch vor meinem 17. Geburtstag ab und war mir durchaus bewußt, daß ich nun ausreichend Zeit für meine akademische Weiterbildung hatte. Allerdings blieb bis zuletzt die Frage offen, ob es in Richtung Astrophysik oder Literaturwissenschaften gehen sollte.

Die Entdeckung der Ethnologie

Zu meinem 17. Geburtstag, im Sommer zwischen Abitur und Immatrikulation an der Universität Wien, schenkte mir mein älterer Bruder Johannes James Fenimore Coopers „Conanchet, oder die Beweinte von Wish-ton-Wish" (1962) in der Übersetzung und mit einem ausführlichen Nachwort versehen von Arno Schmidt (1914–1979), der auch meine spätere, beruflich bedingte Zwangslektüre von Karl May beeinflussen sollte. Ich fand ganz spannend, was Schmidt über Cooper (und die schlechten deutschen Übersetzungen des 19. Jahrhunderts) zu sagen hatte, und machte einen Streifzug durch die Wiener Antiquariate, wo man für ein paar Schillinge Einzelbände eben jener schlecht übersetzten Ausgaben erwerben konnte. Es gelang mir zwar nicht, einen kompletten Satz der Bücher zu ergattern, ich habe aber von den 34 Romanen damals etwa zwanzig gelesen und damit den Grundstein für ein Interesse an der amerikanischen Kultur- und Sozialgeschichte des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts gelegt.

Beeinflußt wurde mein Entschluß Germanistik zu studieren sicher durch einen Freund meines Bruders Johannes, den späteren Göttinger Germanistikprofessor Christian Wagenknecht (geb. 1935), der in Wien für seine Doktorarbeit über „Das Wortspiel bei Karl Kraus" (Wagenknecht 1965) (einschließlich der Wortspiele, die aus Fehlern des Schriftsetzers entstanden) recherchierte und oft in unserer Familie zu Gast war. Um so größer war die Enttäuschung, als ich feststellen mußte, daß das Studium der Germanistik in Wien ein von der Lehrerausbildung geprägtes Massenfach war, das einen engeren Kontakt zu den Professoren unmöglich machte und selbst renommierte Gelehrte wie Hans Rupprich (1898–1972), den Herausgeber der Schriften Albrecht Dürers, zu Rädchen einer anonymen Maschinerie werden ließ. Als Nebenfach wählte ich wegen meines Interesses an Märchenforschung die Volkskunde, wo zufälligerweise in diesem Wintersemester 1962/63 Leopold Schmidt (1912–1981), der Direktor des Österreichischen Museums für Volkskunde, eine Vorlesung über „Volkserzählforschung" anbot. Schmidt war ein Mann von ausschweifenden Kenntnissen und ein passabler Lehrer.[1] Aber da war auch noch der eben erst rehabilitierte, jedoch kaum reformierte Professor Richard Wolfram (1901–1995), der sich 1932 – ein Jahr vor ihrem Verbot in Österreich – der NSDAP angeschlossen hatte. Nicht nur war dies nicht meine Welt, es war schlicht widerlich.

Bei der Suche im Vorlesungsverzeichnis nach der Volkskunde stieß ich auf die gleich danach aufgelisteten Veranstaltungen der Völkerkunde. Professor Josef Haekel (1907–1973) bot Vorlesungen über „Religionsethnologie" und „Geheimbundwesen" sowie ein Proseminar an, das für mich attraktiv schien, weil ich als Ausländer die dreifachen Studiengebühren zu entrichten hatte: Eine Gleichstellung mit Inländern konnte nur durch den Nachweis bestimmter Studienleistungen erlangt werden, zu denen der

[1] In seiner Zeit als kommissarischer Leiter des Museums für Völkerkunde, 1953–1955, nannte man ihn „Leopold, der Alleswisser".

erfolgreiche Besuch eines Proseminars zählte. Da Haekels Proseminar im Vorlesungsverzeichnis mit p.A. (persönliche Anmeldung) gekennzeichnet war, machte ich mich auf den Weg in die Reitschulgasse, wo das Institut seine Heimat hatte.

Hier fand ich alles in Auflösung, da eine Übersiedlung in das bis zu Semesterbeginn noch nicht fertiggestellte Neue Institutsgebäude in der Universitätsstraße bevorstand. Haekel erklärte mir, daß das Proseminar von seinem Assistenten Engelbert Stiglmayr (1927–1996) geleitet werden würde und begab sich mit mir auf die Suche nach ihm. Wir fanden ihn in der Bibliothek auf einer Leiter stehend, wo er seinem Chef von oben herab erklärte, daß er jetzt keine Zeit habe und Haekel sich doch selbst um die Studienberatung kümmern möge.[2] Haekel nahm mich also wieder mit auf sein Zimmer und wies mich darauf hin, daß das Studium der Völkerkunde ein zwar sehr interessantes sei, daß es aber kaum Berufschancen in diesem Fach gebe. Obwohl ich ihm rasch versicherte, daß eigentlich Germanistik und Volkskunde die Fächer meiner Wahl seien, erläuterte er mir geduldig, welche Lehrveranstaltungen ich für das Hauptfach Völkerkunde belegen müsse und daß der Lehrbetrieb erst in etwa sechs Wochen im neuen Institut beginnen werde.

Ich fand den älteren Herrn sehr vertrauenserweckend und folgte ohne weitergehende Absichten seinen Instruktionen. Als mir klar geworden war, daß ich in Wien sicher nicht Germanistik studieren würde, konnte ich so noch während des ersten Semesters ohne Zeitverlust einen Wechsel in das Hauptfach Völkerkunde vollziehen.[3]

Als ich nach etwa vier Wochen im neuen Institut Erkundigungen über den genauen Zeitpunkt des Vorlesungsbeginns einholen wollte, waren soeben die Tische und Stühle für die Hörsäle geliefert worden. Da der Institutsdiener die Aufstellung des Mobiliars allein nicht bewältigen konnte, faßte ich mit an, und in kurzer Zeit war alles an seinem Platz. Haekel, der Zeuge dieser Aktion wurde, bat mich nachher auf sein Zimmer und beteuerte, daß man solche Leistungen von Studenten nicht erwarten dürfe und er sich mir daher erkenntlich erweisen wolle. Auf seine Frage, was denn meine regionalen Interessen in der Ethnologie seien, fielen mir nicht Margaret Mead oder die „wilden Weiber von Borneo" ein, sondern Cooper. Zu Nordamerika, strahlte der Professor, habe er erst jüngst einen Aufsatz über den „Hochgottglaube der Delawaren im Lichte ihrer Geschichte" (1960) geschrieben, der mich sicher interessieren würde. Leider konnte er keinen Sonderdruck davon mehr finden, und so gab er mir seinen Aufsatz „Über die Zusammenarbeit der ‚anthropologischen Disziplinen' vom Standpunkt der

---

2 Der aus Wien stammende und später in Toronto tätige Ethnologe Helmuth Fuchs (1929–2007) erzählte mir in den 1980er Jahren, daß er im Jahr vor meinem Erlebnis die indische Botschaft in Teheran besucht habe, kurz nachdem dort Haekel und Stiglmayr als Mitglieder der „Österreichische[n]-Zentralindien-Expedition" ihre Aufwartung gemacht hatten. „Ja", habe der Botschafter berichtet, „der Professor aus Wien war hier mit seinem Diener!" Nachfragen ergaben, daß der Botschafter Stiglmayr für den Professor gehalten hatte.

3 Im Nebenfach landete ich auf Umwegen über die Botanik schließlich bei der Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft.

Völkerkunde" (1961). Unerwartet wurde ich so mit einem Thema konfrontiert, das mich später sowohl im Wiener Umfeld im Rahmen der Anthropologischen Gesellschaft als auch im Zusammenhang mit der amerikanischen „four fields anthropology" beschäftigen sollte. Zugleich verstärkte das Erlebnis das Empfinden, ich sei hier zu Hause.

Vom Herdenbetrieb der Germanistik unterschied sich die Völkerkunde durch eine angenehme Übersichtlichkeit. Im Jahre 1962 gab es in dem Fach gerade einmal siebzig Studierende im Haupt- und Nebenfach. Jeder kannte jeden, ohne daß jedoch der beständige Augenkontakt in Intimität ausartete. Mit den Kolleginnen und Kollegen höherer Semester war man respektvoll per „Sie".

Mit Vorlesungsbeginn lernte ich Haekel als einen Mann von enzyklopädischem Wissen kennen, das er sich offenbar in langen Nächten erarbeitete. Die Fenster seines Zimmers im 4. Stock des Neuen Institutsgebäudes waren auch um Mitternacht noch hell erleuchtet. Eine seiner großen Stärken waren systematische Übersichtsdarstellungen, wie sie überhaupt die damalige Wiener Studienordnung kennzeichneten (vgl. auch Feest 1977). Rund zwanzig Einführungsvorlesungen in die Ethnologie der großen Weltregionen und in die wichtigsten Themenfelder boten gemeinsam mit vier Proseminaren zu Theorien und Methoden und zwei frei zu vereinbarenden schriftlichen Proseminararbeiten eine solide Grundausbildung, die mit einer Zwischenprüfung zum gesamten Stoff der ersten vier Semester abgeschlossen wurde. Problematisch waren dabei aus meiner Sicht in erster Linie die von Stiglmayr geleiteten Proseminare, die noch sehr stark von der alten Wiener kulturhistorischen Schule der SVD-Patres Wilhelm Schmidt (1868–1954) und Wilhelm Koppers (1886–1961) geprägt waren, von der sich Koppers' ehemaliger Assistent Haekel bereits unter großen persönlichen Qualen weitgehend abgewandt hatte. Koppers war erst im Jahr zuvor verstorben, und der der SVD familiär verbundene Stiglmayr galt als sein auf dem Totenbett gemachtes Vermächtnis an Haekel.

Stiglmayr war auch deshalb nicht in der Lage, mich für sich zu gewinnen, weil er auf viele meiner Anfängerfragen keine überzeugende Antwort geben konnte, so zum Beispiel, ob es nun „matrilinear" oder „matrilineal" hieße. Noch wußte ich nicht, daß dies (und manches andere) nur der Unfähigkeit der Übersetzer geschuldet war und sich seit Coopers Zeiten da nur wenig geändert hatte.[4]

Während Stiglmayr vollmundig die wahre Lehre verkündete und damit auf verständlichen Widerstand stieß, machte Haekel seine stets kritische (und selbstkritische) Haltung zu einem erstrebenswerten Vorbild, auch wenn manche ihn wegen seiner Bescheidenheit und seiner manchmal etwas unbeholfenen Art belächelten. Seine Vorlesung über Religionsethnologie bot eine ausgewogene Diskussion von Begrifflichkeiten und unterschiedlichen Forschungsansätzen. Ich hatte damals offenbar noch genügend Zeit, um meine Mitschriften zu Hause auf der Schreibmaschine abzutippen, und diese

[4] Auf die Frage war ich bei Lektüre deutscher Malinowski-Übersetzungen gestoßen.

dienten mir noch lange als Hilfsmittel zur raschen Information.[5] Die Vorlesung über „Geheimbundwesen" ging von den Männerfesten der Feuerländer aus, wie sie in der monumentalen Ethnographie Martin Gusindes beschrieben wurden, und verglich dann einige ihrer charakteristischen Merkmale mit jenen der Männerbünde Amazoniens. Wenn ich, jenseits der Spezifika, etwas daraus gelernt habe, dann war es die zentrale Bedeutung des systematischen Vergleichs für die Gewinnung von Erkenntnis.

Sobald ich mein Hauptfach gewechselt hatte, erhob sich die Frage nach einer regionalen Spezialisierung. Nicht zuletzt auch wegen meiner nach einem längeren Aufenthalt in England bereits recht guten Kenntnisse des Englischen fiel die Wahl auf Nordamerika. In der Universitätsbibliothek fand ich eine Fülle von ethnographisch reichhaltigen Reisebeschreibungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sowie anderer Quellenwerke über Nordamerika, und da man damals noch alle nach 1775 erschienenen Bücher entlehnen konnte, türmten sich bald auf meinem Nachttisch die Schriften der Pelzhändler James Adair (1775) und John Long (1791) oder die Werke des Captain John Smith (1884) (der jüngeren Generation vor allem aus Walt Disneys „Pocahontas" ein Begriff).

Außerdem fand ich heraus, wie man sich Bücher aus Nordamerika beschaffen konnte, was in Zeiten vor dem Internet zwar kompliziert, aber doch möglich und vor allem notwendig war, nachdem der Vorrat der Universitätsbibliothek zur Neige ging. Meine ersten so beschafften Bücher waren das Bändchen „The Indian tribes of the United States: ethnic and cultural survival" des Flathead-Ethnologen D'Arcy McNickle (1962)[6] und die Grammatik „Eastern Ojibwa" des großen amerikanischen Sprachwissenschaftlers Leonard Bloomfield (1956). Beide waren für mich wichtig für die Einsicht in die stete Veränderung von Gesellschaft, Kultur und Sprache, die im Widerspruch zur damals verbreiteten Lehrmeinung der Unveränderlichkeit oder „Konstanz" traditioneller Kulturen stand. Auch ohne weitere Hilfe konnte ich die Unterschiede zwischen der kleinen Ojibwa-Wörterliste bei Long (1791) und Bloomfields anderthalb Jahrhunderte danach aufgezeichnetem Vokabular erkennen, und beim Vergleich der Erzählungen der alten Reisenden mit McNickles Bestandsaufnahme aus der Mitte des 20. Jahrhunderts waren noch markantere Veränderungen festzustellen.

Im zweiten Semester lernte ich auch den zweiten Professor des Instituts, Walter Hirschberg (1904–1996), kennen, der für Einführungen in die Ergologie, Technologie, Wirtschaftsethnologie und die Völkerkunde Afrikas zuständig war und in diesem Semester auch „Übungen an ethnographischen Gegenständen" aus der kleinen Sammlung

---

5 Zu meinem Erstaunen fand ich 15 Jahre später, als ich selbst im Institut meine Tätigkeit als Lehrbeauftragter aufnahm, meine alten Mitschriften in der x-ten Kopie und durch zahlreiche Fehler entstellt (aber unter anderem erkennbar an der radikalen Kleinschreibung) weiterhin im Umlauf.

6 Daß ich McNickle 1967 persönlich kennenlernen durfte und weitere zwanzig Jahre danach ein Jahr als Stipendiat der Ford Foundation an dem nach ihm benannten D'Arcy McNickle Center for Native American History zubrachte, ist wohl auch eher den Zufällen als den Notwendigkeiten zuzuschreiben.

des Instituts abhielt. Ich mußte mich mit einer der hautüberzogenen Masken der Ekoi der Cross River-Region auseinandersetzen, vertiefte mich auf Hirschbergs Anregung in Alfred Mansfelds „Urwald-Dokumente" (1908), fand das Thema aber sehr spröde. Hirschberg war in vieler Hinsicht das Gegenteil von Haekel: wortgewaltig-emotional, manchmal polternd und ein antiklerikaler Kritiker der SVD sowie zunehmend auch ihrer Ethnologie.[7] Während Haekel aus christlich-sozialem Hintergrund stammte, gehörte Hirschberg dem deutschnationalen Lager an, engagierte sich im Reichskolonialbund für die Wiedererlangung der deutschen Kolonien und verlor nach dem Zweiten Weltkrieg ebenso wie sein Direktor Fritz Röck (1879–1953) seine Stellung am Museum für Völkerkunde. Dank der Fürsprache von Robert Heine-Geldern (1885–1968), der selbst ein Kritiker der Kulturkreislehre gewesen und als Jude vor den Nazis in die Emigration in die USA geflohen war, wurde Hirschberg schließlich rehabilitiert und durfte wieder an der Universität lehren. Ich habe ihm, als wir uns besser kennenlernten, seine ehrliche Reue über begangene Fehler abgenommen – auch wenn es Momente gab, in denen in ihm alte Prägungen hochkamen und die andeuteten, daß er nie zur Gänze mit sich selbst ins Reine gekommen war.

Den absoluten Höhepunkt des Sommersemesters 1963 bildete aber die Gastprofessur von Thomas Sebeok (1920–2001) von der Indiana University in Bloomington, der in Wien wohl seiner ungarischen Heimat nahe sein wollte. Sebeok beeindruckte mich nicht nur als Lehrer, sondern auch durch seine Transdisziplinarität. Bei ihm, so dachte ich, könnte ich noch viel lernen, und da auch Stith Thompson in Bloomington unterrichtete, lag es nahe, nach Abschluß meines Grundstudiums in Wien nach Indiana zu gehen. Mit Sebeoks Hilfe besorgte ich mir die Antragsformulare für die Zulassung an die Universität. Daß ich sie aber niemals abschickte und erst fünfzig Jahre später erstmals Bloomington besuchte, lag an einem anderen merkwürdigen Zufall.

Die Entdeckung des Museums

Gegen Ende des Sommersemesters 1963 verlas Haekel am Schluß seiner Hauptvorlesung eine Mitteilung der Direktorin des Museums für Völkerkunde, Etta Becker-Donner (1911–1975), daß in ihrem Haus ab sofort eine Vertretungsstelle für einen wegen eines Forschungsprojekts für drei Jahre karenzierten Mitarbeiter zu besetzen sei. Ich weiß nicht mehr, was mich dazu trieb – vielleicht war es die von Haekel erhaltene Mitteilung über die geringe Zahl von Planstellen für Ethnologen –, aber eine Woche später ging ich zu Haekel und bekundete mein Interesse. Es hätten sich, sagte er, schon zwei Bewerber gemeldet, er würde mich aber nun als dritten auf die Liste setzen.

---

7 Es gehört zu den Ironien der Geschichte, daß Hirschberg nach dem Krieg als Kalenderverkäufer für die Societas Verbi Divini überlebte und auch den Index für „Der Ursprung der Gottesidee" seines ideologischen Erzfeinds P. Wilhelm Schmidt erstellen durfte (oder mußte).

Daß es in Wien ein Museum für Völkerkunde gab, war mir in meiner Schulzeit trotz meiner breit gestreuten Interessen verborgen geblieben. Wahrscheinlich angeregt durch Hirschbergs Übungen an ethnographischen Gegenständen hatte ich das Museum erstmals im Frühjahr 1963 besucht. Meine Erinnerung ist die an eine lange, düstere Flucht von Sälen voller Dinge, von denen ich auch am Ende meines Besuchs noch keine Ahnung hatte. An diesem Vormittag war ich offenbar der einzige Besucher und erregte daher die Aufmerksamkeit eines übergewichtigen Aufsehers, der dem noch minderjährigen Besucher unter allen Anzeichen der Verschwiegenheit einige broschierte Ausstellungsführer mit den Abbildungen weitgehend nackter Afrikanerinnen zum Kauf anbot.

Ich erfuhr dann noch, daß die freie Stelle mit dem eben promovierten Justin Stagl (geb. 1941) besetzt worden sei, der später als Soziologe in Bonn und Salzburg Karriere machte und aus dessen „A history of curiosity" (1995) ich seither viel Gewinn gezogen habe. Nach Ende der Sommerferien stellte sich heraus, daß Stagl in kürzester Zeit in Konflikt mit der Direktion des Museums geraten und daß sein Vertrag nach der Probezeit nicht verlängert worden war. Die an zweiter Stelle auf der Liste stehende deutsche Kommilitonin war nach den Ferien nicht mehr nach Wien zurückgekehrt, und so fand ich mich Anfang Oktober 1963 unvermutet in Becker-Donners Direktionsbüro zu einem Einstellungsgespräch wieder. Becker-Donner hatte ein großes Herz für junge Leute und hätte mich auch angestellt. Allein, meine deutsche Staatsbürgerschaft verhinderte meine Beschäftigung als Vertragsbediensteter der Republik Österreich.

Wenige Wochen danach nahm ich gemeinsam mit einer größeren Zahl von Wiener Studierenden an der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde in Stuttgart teil. Becker-Donner war auch da und teilte mir zu meinem Erstaunen mit, sie habe doch eine Möglichkeit gefunden, mich zu beschäftigen, wenn auch nicht auf der vakanten Vertretungsstelle, sondern durch Verrechnung aus dem Sachleistungskonto für „Ordnungsarbeiten". Es war zwar nicht viel Geld, wurde aber jeden Monat bezahlt, und meine Arbeitszeiten waren so flexibel, daß ich mein Studium daneben problemlos fortzusetzen vermochte. Da ich noch im Haushalt meiner Mutter lebte, war es mir möglich, die Einkünfte fast zur Gänze in Bücher und Zeitschriften zu investieren. Der Erwerb von bedrucktem Papier stellte sich zwar langfristig als unheilbare Krankheit heraus, machte mich aber unabhängig von den Ankäufen der öffentlichen Bibliotheken, die nicht immer auf meine Forschungsbedürfnisse zugeschnitten sein konnten.

Als ich am 15. November 1963 mit gerade einmal 18 Jahren meine Tätigkeit am Museum für Völkerkunde Wien begann, konnte ich nicht wissen, daß ich dieser Einrichtung mit einer längeren und mehreren kürzeren Unterbrechungen bis 2011 verbunden bleiben sollte. Bloomington war vorerst aufgeschoben, und auch die Idee, später einmal in Göttingen Germanistik zu studieren, war noch nicht ganz ad acta gelegt.

Das Museum erwies sich als wahrer Zauberberg voller höchst eigentümlicher Protagonisten, der sich mir nur langsam durch teilnehmende Beobachtung erschloß und für dessen ausführliche Schilderung hier nicht der Platz ist. Etta Becker-Donner, deren 1946 als erster österreichischer Gesandter in Chile erschossener Mann, Hans Becker,

in der Zeit des Dritten Reichs eine (austrofaschistische) Widerstandzelle geleitet hatte, hatte mit ihren in den 1930er Jahren in Liberia durchgeführten linguistischen und ethnologischen Forschungen einiges Aufsehen in der Wiener Gesellschaft erregt und wurde 1955, gegen den anhaltenden Widerstand des akademischen Establishments, als erste Frau zur Direktorin eines großen Museums in Österreich und eines Völkerkundemuseums in Europa gemacht. Sie war politisch gut in der konservativen Österreichischen Volkspartei vernetzt, zugleich aber eine technologiegläubige Modernisiererin (vgl. auch Feest 1978). Sie hatte es geschafft, die Zahl der wissenschaftlichen Mitarbeiter auf acht (darunter drei Frauen) aufzustocken, auch wenn die damals im Vergleich etwa zu deutschen Museen beschränkten Mittel keine großen Sprünge zuließen.

Als Nemesis der spät berufenen Amerikanistin Becker-Donner, für die er nur Verachtung übrig hatte, fungierte der herausragende Mexikanist Karl Anton Nowotny (1904–1978), der seine Stelle am Museum der Entlassung seiner 1945 als „belastet" eingestuften Frau, der Sinologin Fausta Nowotny, zu verdanken hatte. Obwohl Nowotny niemals in Mexiko gewesen war, schien er dort jeden Stein zu kennen und verfügte jedenfalls nicht nur über eine stupende Kenntnis der Quellen, sondern auch über durch seine mediaevistischen Studien geprägte Einsichten in deren Interpretation.[8] Seine Herzensgüte versteckte er gerne unter einem Mantel der schroffen Unnahbarkeit. Die Lehrveranstaltungen, die er in seinem Dienstzimmer im Museum abhielt, wurden in der Regel von nicht mehr als fünf Studierenden besucht, und obwohl die meisten von uns kaum ein Wort seiner Ausführungen verstanden, habe ich von ihnen enorm profitiert. Über Vermittlung von Karl Jettmar (1918–2002) – ehemals Museumsmitarbeiter und mittlerweile Professor in Mainz – erhielt Nowotny zuerst eine Gastprofessur in Mainz und später eine Professur in Köln, wo ihm jener Erfolg zuteil wurde, der ihm in Wien versagt geblieben war.[9]

Meine ersten Tätigkeiten im Museum waren Ordnungsarbeiten in der Bibliothek und in dem von Becker-Donner eingerichteten Tonstudio, wo es zu meinen Aufgaben zählte, die mehr durch Zufall als durch Absicht angehäuften Schallplatten und Tonbänder anzuhören und zu inventarisieren. Aus dieser zwar unterhaltsamen, aber etwas einsamen Tätigkeit rettete mich der junge Kustos Alfred Janata (1933–1993), dem ich beim Abbau seiner Ausstellung „Außereuropäische Musikinstrumente" (1961) helfen durfte und der mich in die eigentliche Museumsarbeit – den Umgang mit Objekten – einführte. Mit Janata, der damals als rechte Hand Becker-Donners eine zentrale Rolle bei der Modernisierung des Museums inne hatte, verband mich bald eine enge persönliche

---

8 Die Erstausgabe von Nowotnys Buch „Tlacuilolli" (1961), das vom Stil und Inhalt mexikanischer Bildhandschriften handelt, hat wegen ihres deutschen Textes niemals eine angemessene Wirkung entfaltet. Aber selbst zum Zeitpunkt der englischen Übersetzung (2005) war das Buch immer noch bahnbrechend.

9 Vergleiche auch Feest (1979).

Freundschaft, die nicht zuletzt auf der frappanten Ähnlichkeit unserer musikalischen und literarischen Interessen beruhte.[10]

Walter Dostal (1928–2011), der nach 1975 als Professor in Wien eine wichtige Rolle in meinem Werdegang spielen sollte, verließ das Museum nach seiner Habilitation und Berufung nach Bern schon 1965. Immerhin betraute er mich zuvor mit der ehrenvollen Aufgabe der stilistischen Korrektur seiner Habilitationsschrift vor ihrer Drucklegung. Die vakante Vertretungsstelle wurde nach dem Abgang von Stagl mit dem Mexikanisten Ferdinand Anders (geb. 1930) besetzt, der sich allerdings auch nur wenige Monate in der schwierigen Gemengelage des Museums behaupten konnte. Ihm verdanke ich die Einladung zur Mitarbeit an einem Projekt über den Schweizer Reisenden und Sammler Lukas Vischer.[11]

Da ich im Gegensatz zu Stagl und Anders den ersten Härtetest offenbar bestanden hatte, drängte Becker-Donner auf meine Festanstellung. Die Voraussetzung dafür – die Annahme der österreichischen Staatsbürgerschaft (und die Zurücklegung der deutschen) – war 1965 erfüllt und so wurde ich (letztlich auf der Stelle Nowotnys) als Kustos für Nord- und Mittelamerika eingestellt. Zusätzlich wurde ich in die Redaktion der Museumzeitschrift „Archiv für Völkerkunde" berufen, in der Janata und ich die meiste Arbeit machten, und wo ich viel über das Druck- und Verlagsgeschäft lernte.

An der Universität verfaßte ich im zweiten Studienjahr die zwei vorgeschriebenen Proseminararbeiten – bei Haekel zu einem Thema der historischen Ethnographie Nordamerikas, bei Hirschberg zur materiellen Kultur – und hatte das Glück, daß beide gleich veröffentlicht wurden (Feest 1965, 1966). Ich fragte mich zunehmend, was ich als in Europa tätiger Nordamerikanist wohl leisten könnte, und beschloß daher, mich auf Fragestellungen zu konzentrieren, bei denen mein exotischer Standort mehr Vor- als Nachteile mit sich brächte. Das waren einerseits die in Europa verwahrten ethnographischen Sammlungen aus Nordamerika, die noch weitgehend unerschlossen und vor allem in ihren Anfängen weit älter waren als die Bestände nordamerikanischer Museen. Andererseits war dies (bei allem Interesse an der Gegenwart) die historische Ethnographie der frühen Kolonialzeit, deren ungedruckte Quellen etwa in englischen Archiven mir leichter zugänglich sein sollten als amerikanischen Kollegen. So besuchte ich erstmals im Sommer 1964 das Public Record Office und das British Museum in London und setzte diese Arbeiten 1967 fort. Zugleich nahm ich jede Gelegenheit wahr, beginnend 1966 in Dresden und Braunschweig, die Sammlungen in europäischen Museen kennenzulernen.

Eine meiner „Entdeckungen" des Jahres 1964 war die in Bloomington erscheinende Zeitschrift „Ethnohistory", die in österreichischen Bibliotheken nicht vorhanden war und die ich, einschließlich der bereits erschienenen zehn Jahrgänge, bestellte. Gleichzeitig regte ich die Erwerbung durch die Universitätsbibliothek Wien an. Auf die

10 Vergleiche auch Feest (1993).

11 Siehe Anders, Pfister-Burkhalter und Feest (1967) sowie Feest (1968a, 1976).

ersten zehn Bände hatte ich aber viele Jahre lang das Monopol in Österreich. Ich fand in dieser Zeitschrift zahlreiche nützliche Anregungen im Hinblick auf die Arbeitsrichtung, die mir vorschwebte.

Durch meine Proseminararbeit war Hirschberg auf mich aufmerksam geworden. Er kämpfte gerade mit seinem „Wörterbuch der Völkerkunde" (1965) und lud mich zur Lieferung von Beiträgen ein, für die ich mehr oder weniger kompetent zu sein schien. Es war nicht abzusehen, daß ich 1999 als Beiratsmitglied für die dritte und wohl letzte Auflage dieses Werks mitverantwortlich sein sollte (Hirschberg 1999). Für das Bibliographische Institut plante Hirschberg auch die Abfassung eines Lehrbuchs zur materiellen Kultur und verlegte daher seine einschlägigen Übungen von der Universität ans Museum, wo Janata und ich speziell für diesen Zweck eine systematische Studiensammlung anlegten. Wir gingen dabei bald über Hirschbergs Vorlesungsmanuskript hinaus und konnten ihn so von der Unverzichtbarkeit unserer Mitarbeit auch an der „Technologie und Ergologie in der Völkerkunde" (Hirschberg u. Janata 1966) überzeugen, von der am Ende mehr als die Hälfte von Janata und etwa ein Drittel von mir verfaßt wurde. Auch in diesem Fall lag dann nach dem Tod von Janata und Hirschberg die Verantwortung für die 4. und letzte Auflage (Feest u. Janata 1999) in meinen Händen.

Ende August/Anfang September 1965 fand in Wien der 12. Internationale Historikerkongress statt. Ein Freund meines Bruders Johannes war aus diesem Grund aus München angereist und wohnte bei uns zu Hause. Ich studierte das Programm, das er am ersten Tag vom Kongress mitbrachte, und meinte, mich würden nur zwei der Teilnehmer wirklich interessieren, deren Arbeiten mich im Rahmen der beginnenden Vorstudien für meine Dissertation beeindruckt hatten: der irisch-britische Kolonialhistoriker David Beers Quinn (1909–2002) und der Leiter des Office of American Studies der Smithsonian Institution in Washington, Wilcomb E. Washburn (1925–1997).[12] Aber wie sollte ich die beiden unter den Hunderten von Teilnehmern finden, und warum sollten sie mit einem zwanzigjährigen Unbekannten sprechen wollen? Am Donnerstagabend erzählte mir unser Hausgast, er habe auf dem Kongress eine ehemalige Studienkollegin (und Hirschberg-Schülerin) getroffen, die dort in der Bücherausstellung von Hirschbergs Verleger ADEVA arbeitete. Also stattete ich ihr am Freitagabend einen Besuch ab und bemerkte nebenbei, jetzt, wo ich schon hier sei, wolle ich eigentlich nur noch Quinn und Washburn treffen. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß beide bereits Bücher bei ihr gekauft hätten, und daß sie Washburn erzählt habe, ich hätte in einem Seminar von seinen Büchern geschwärmt. Das änderte natürlich die Lage, und ich ersuchte sie, einen oder beide zu einem Gespräch mit mir am folgenden Samstag um 12 Uhr herbeizuschaffen.

Tatsächlich erwartete mich Washburn bereits am Bücherstand, als ich pünktlich dort erschien.[13] Ich führte Washburn ins Museum, und wir hatten ein langes Gespräch

12 Vergleiche Feest (1997).

13 Quinn besuchte mich am folgenden Montag im Museum.

über meine geplanten Arbeiten, insbesondere über die Bildquellen zur Ethnographie des Küstenlands von Virginia im frühen 17. Jahrhundert. Er regte daraufhin an, ich solle doch diesen erst zu schreibenden Aufsatz dem soeben gegründeten „Smithsonian Journal of History" anbieten, wo er schließlich auch erschien (Feest 1967). Außerdem versprach er, mir den Kontakt zu den einschlägigen Ethnologen der Smithsonian Institution zu vermitteln, insbesondere zu William C. Sturtevant (1926–2007), dem späteren Herausgeber des „Handbook of North American Indians". Sowohl Washburn als auch Sturtevant wurden im Verlauf der Jahre zu prägenden Figuren meiner Entwicklung, weit über das von ihnen befürwortete „Post-Doctoral Fellowship" an der Smithsonian Institution 1972/73 hinaus. Sturtevant verdankte ich überdies die ersten Kontakte zu der Handvoll von Leuten, die sich damals für die materielle Kultur des indigenen Nordamerikas in historischer Perspektive interessierten, darunter insbesondere Norman Feder (1926–1995).[14] Was ich aus dieser Erfahrung noch mehr als alles Andere mitnahm, war die Einsicht in die Wichtigkeit des Vertrauens in junge Wissenschaftler und ihre bedingungslose Unterstützung, selbst wenn ihre Fähigkeiten noch nicht wirklich abzuschätzen sind.

Sturtevant war auch für meine damalige Beschäftigung mit „Ethnoscience" verantwortlich, die nahtlos an mein Interesse für Klassifikationssysteme, Typologie und Terminologie anschloß (Sturtevant 1964). Selbst wenn sich die Methoden der kognitiven Anthropologie nicht für den Umgang mit historischen Daten eignen, sind ihre Einsichten für die Beurteilung von historischen Quellen relevant. Außerdem lernte ich so den tatsächlichen Unterschied zwischen „emisch" und „etisch" kennen, der sich gravierend von dem unterscheidet, was über diverse Lehrbücher, die Marvin Harris' Mißverständnis dieses Unterschieds kodifiziert haben, in den ethnologischen Alltagssprachgebrauch eingedrungen ist (Headland, Pike u. Harris 1990). Haekel, immer für neue Ideen offen, ließ mich ein Seminar zu diesem Thema gestalten, während Hirschberg alle theoretischen Ansätze mit dem Schimpfwort „Soziologie" abqualifizierte.

Obwohl ich in erster Linie Haekels Schüler war, besuchte ich auch Hirschbergs Afrika-Seminar, da die von ihm gerade erst im Zusammenhang mit der Arbeit an seinen „Monumenta Ethnographica" (Hirschberg 1962) selbst erfundene ethnohistorische Arbeitsrichtung gewisse Ähnlichkeiten zu dem aufwies, was mir aus der amerikanischen Literatur bekannt war. Als kritischer Student war ich nicht immer mit allem einverstanden, was ich da zu hören bekam, aber das tat dem durch die anderen Arbeiten für ihn entstandenen Vertrauen keinen Abbruch. Bei einer Planungsbesprechung für einen zweiten Band der „Technologie und Ergologie", die wie üblich in einem Weinkeller der Wiener Innenstadt stattfand, erzählte ich Hirschberg von einem am Institut kursierenden Gerücht, das mich wegen seiner gänzlichen Haltlosigkeit amüsierte: nämlich, daß er mir seine neue Assistentenstelle angeboten und ich sie abgelehnt hätte. Hirschberg wurde erst etwas verlegen, faßte sich dann aber und sagte, wenn auch in etwas derberen

14 Vergleiche auch Feest (2001).

Worten, ich müsse schon verstehen, daß er sich in seinem Alter so jemanden wie mich nicht mehr antun wolle. Der zweite Band der „Technologie und Ergologie" ist übrigens erst 23 Jahre später erschienen (Feest u. Janata 1989), weil es im Zuge der Vorarbeiten zu einem unheilbaren Zerwürfnis zwischen Hirschberg und Janata gekommen war, das eine gemeinsame Fortführung des Projekts unmöglich machte.

Endspurt mit Hindernissen

Langsam wurde es nun Zeit, an den Abschluß meines Studiums zu denken, auch um die vorgeschriebene Qualifikation für die von mir eingenommene Planstelle am Museum zu erlangen. Zuvor wollte ich aber noch eine Ausstellung der bis dahin in ihrer Bedeutung kaum gewürdigten nordamerikanischen Gegenstände des Museums fertigstellen und einen Katalog dazu verfassen. Zu diesem Katalog hatte ich sehr konkrete Ideen, vor allem zur Art der Dokumentation der Objekte als historischer Quellen, die allerdings etwas an den primär volksbildnerischen Zielen Becker-Donners vorbeiging. In diesem Moment der Frustration fragte ich mich, ob ich denn im Leben noch andere Optionen hätte oder nun mangels geeigneter Alternativen geduldig im Museum meiner Verrentung entgegen sehen müsse. Ich besuchte daher 1967 einen von einer Volkshochschule angebotenen Programmierkurs, bei dem es hauptsächlich um Grundlagen und die Arbeit mit Lochkarten ging. Der Kurs wurde vom jungen Chef des ersten damals in Wien betriebenen Großrechners (einer Bank) geleitet. Als er mich am Ende des Kurses fragte, ob ich an einem Job bei ihm interessiert sei, war ich total begeistert. Ich lehnte das Angebot dankend ab, wußte aber jetzt, daß es notfalls für mich auch andere Möglichkeiten gab. Und als fast zwanzig Jahre danach die digitale Welt die Museen zu erreichen begann, war ich darauf nicht gänzlich unvorbereitet.

Die Ausstellung samt Katalog (Feest 1968a) wurde im Frühjahr 1968 eröffnet, und so sehr ich heute die angesichts meiner damals noch unzureichenden Erfahrung fast zwangsweise vorhandenen Mängel erkenne und bedauere, so war es doch die erste umfangreiche Publikation der Nordamerika-Sammlung eines europäischen Museums (abgesehen von Berlin). Während ich nun glaubte, meine volle Konzentration der Dissertation widmen zu können, schwappten die Ereignisse an deutschen Universitäten des Jahres 1968 mit der üblichen Verzögerung und in deutlich abgeschwächter Form nach Österreich über. Trotz Barts und vergleichsweise langen Haaren war ich schon durch meine institutionelle Anbindung kaum der typische „Achtundsechziger". Aber offenbar genoß ich in ausreichendem Maß das Vertrauen der auf Veränderungen drängenden Studentenschaft, um 1969 gemeinsam mit meinem Freund und Kollegen Georg Grünberg (geb. 1943) zu den ersten Studentenvertretern am Institut für Völkerkunde gewählt zu werden. Die Reformvorschläge, die wir dem Institut vorlegten, waren überaus gemäßigt und stießen daher auf keinerlei Widerstand. Der spektakulärste „Erfolg" bestand darin, daß wir parallel zu den studentischen Bemühungen den bisherigen

konservativen Vorstand der Österreichischen Ethnologischen Gesellschaft, der als Herausgeber der von Stiglmayr produzierten Institutszeitschrift „Wiener völkerkundliche Mitteilungen" fungierte, in einer demokratischen Wahl durch einen Vorstand aus institutsfremden Personen ersetzten. Langfristig war dies freilich ein Pyrrhussieg, da sich die Qualität der Zeitschrift eher noch verschlechterte und die Gesellschaft dahinsiechte, bis sie – dann schon zu spät – mehr als zwei Jahrzehnte später aufgelöst wurde.

Irgendwie habe ich es dann doch noch geschafft, meine Dissertation über „Virginia Algonkin, 1570–1703. Ethnohistorie und historische Ethnographie" abzuschließen. Daß ich, weil ich es für nicht relevant hielt und auch um einer offenen Kritik seines Ansatzes auszuweichen, in dieser Arbeit Hirschberg nicht zitierte, war zwar für ihn eine Enttäuschung, aber er hat es am Ende mit Fassung getragen. Zum Glück gibt es in Österreich keinen Druckzwang für Dissertationen. Eine Drucklegung der Arbeit hätte aus meiner Sicht noch erhebliche Veränderungen notwendig gemacht. So wurde ich im November 1969 zum Doktor der Philosophie promoviert und war nun zu einem amtlich bescheinigten Ethnologen geworden. Jetzt konnte es also richtig losgehen.

Literaturverzeichnis

AARNE, Atti Amatus und Stith THOMPSON
1961 *The types of the folktale: a classification and bibliography.* Helsinki: Academia Scientiarum Fennica. (Folklore Fellows' Communications 184.)

ADAIR, James
1775 *The history of the American Indians; particularly those nations adjoining to the Missisippi* [sic]*, East and West Florida, Georgia, South and North Carolina, and Virginia: containing an account of their origin, language, manners.* London: Edward and Charles Dilly

ANDERS, Ferdinand, Margarete PFISTER-BURKHALTER und Christian F. FEEST
1967 *Lukas Vischer (1780–1840).* Künstler – Reisender – Sammler. Hannover: Münstermann (Völkerkundliche Abhandlungen 2.)

BLOOMFIELD, Leonard
1956 *Eastern Ojibwa: grammatical sketch, texts and word list.* Ann Arbor: University of Michigan Press

COOPER, James Fenimore
1962 *Conanchet oder die Beweinte von Wish-Ton-Wish.* Stuttgart: Heny Goverts

FEEST, Christian F.
1965 „Tomahawk und Keule im östlichen Nordamerika", *Archiv für Völkerkunde* 19:39–84
1966 „Powhatan: a study in political organization", *Wiener völkerkundliche Mitteilungen* 13:69–83
1967 „The Virginia Indian in pictures, 1612–1624", *The Smithsonian Journal of History* 2(1):1–30
1968a „Lukas Vischers Beiträge zur Ethnographie Nordamerikas", *Archiv für Völkerkunde* 22:31–66
1968b *Indianer Nordamerikas.* Wien: Museum für Völkerkunde
1976 „Lukas Vischer in the District of Columbia, 1825", *Records of the Columbia Historical Society* 49:78–110
1977 „Josef Haekel †", *Zeitschrift für Ethnologie* 102:165–169
1978 „Etta Becker-Donner †", *Indiana* 4:265–268
1979 „Karl Anton Nowotny (1904–1978)", *Archiv für Völkerkunde* 33:1–6
1993 „Alfred Janata (1933–1993)", *Archiv für Völkerkunde* 47:1–10
1997 „Obituary: Wilcomb E. Washburn", *European Review of Native American Studies* 11(1):65
2001 „Norman Feder and American Indian Art Studies", in: Christian F. Feest (Hrsg.), *Studies in American Indian art: a memorial tribute to Norman Feder*, 26–29. Altenstadt: ERNAS (ERNAS Monographs 2.)

FEEST, Christian F. und Alfred JANATA
1989 *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde.* Band 2 (unter Mitarbeit von Sylvia S. Kasprycki und Margit Krpata). Berlin: Reimer
1999 *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde.* Band 1 (unter Mitarbeit von Wilhelm P. Bauer, begründet von Walter Hirschberg). Vierte, grundlegend überarbeitete Auflage. Berlin: Reimer

HAEKEL, Josef
1960 „Der Hochgottglaube der Delawaren im Lichte ihrer Geschichte", *Ethnologica*, N.F. 2:439–484
1961 „Über die Zusammenarbeit der ‚anthropologischen Disziplinen' vom Standpunkt der Völkerkunde", in: Emil Breitinger, Richard Pittioni und Josef Haekel (Hrsg.), *Theorie und Praxis der Zusammenarbeit zwischen den anthropologischen Disziplinen*, 194–227. Horn: Berger

HEADLAND, Thomas N., Kenneth L. PIKE und Marvin HARRIS (Hrsg.)
1990 *Emics and etics: the insider/outsider debate.* Newbury Park: Sage

HIRSCHBERG, Walter
1962 *Schwarzafrika.* Monumenta Ethnographica. Frühe völkerkundliche Bilddokumente. Band 1. Graz: ADEVA
1965 *Wörterbuch der Völkerkunde.* Stuttgart: Kröner
1999 *Wörterbuch der Völkerkunde.* Begründet von Walter Hirschberg. Grundlegend überarbeitete und erweiterte Neuausgabe (Beirat: Christian F. Feest, Hans Fischer, Thomas Schweizer). Berlin: Reimer

HIRSCHBERG, Walter und Alfred JANATA
1966 *Technologie und Ergologie in der Völkerkunde* (unter Mitarbeit von Wilhelm P. Bauer und Christian F. Feest). Mannheim: Bibliographisches Institut

LONG, John
1791 *Voyages and travels of an Indian interpreter and trader.* London: Printed for the author

MANSFELD, Alfred
1908 *Urwald-Dokumente.* Vier Jahre unter den Crossflussnegern Kameruns. Berlin: Dietrich Reimer

MAY, Karl
o.J. *Winnetou der rote Gentleman.* Karl May's gesammelte Reiseromane. Band VII. 36.–46. Tausend. Freiburg: Friedrich Ernst Fehsenfeld ([1]1893)

McNICKLE, D'Arcy
1962 *The Indian Tribes of the United States: ethnic and cultural survival.* Oxford: Oxford University Press

MEAD, Margaret
1959 *Geschlecht und Temperament in primitiven Gesellschaften..* Hamburg: Rowohlt (Rowohlts Deutsche Enzyklopädie 92.)

NOWOTNY, Karl Anton
1961 *Tlacuilolli.* Die mexikanischen Bilderhandschriften. Stil und Inhalt. Berlin: Mann
2005 *Tlacuilolli: style and contents of the Mexican pictorial manuscripts with a catalog of the Borgia group.* Norman: University of Oklahoma Press

SMITH, John
1884 *Works, 1608–1631.* Herausgegeben von Edward Arber. Birmingham: Chilworth (The English Scholar's Library of Old and Modern Works 16.)

STAGL, Justin
1995 *A history of curiosity: the theory of travel 1550–1800.* Chur: Harwood

STURTEVANT, William C.
1964 „Studies in Ethnoscience", *American Anthropologist*, new series, 66(3, part 2):99–131

WAGENKNECHT, Christian Johannes
1965 *Das Wortspiel bei Karl Kraus.* Göttingen: Vandenhoek und Ruprecht (Palaestra 242.)